

DIE FACKEL

Nr. 70

WIEN, ANFANG MÄRZ 1901

II. JAHR

THEATERLOGEN

»So lass' mich meine Frage denn bloß auf *diejenigen Stücke* einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von *diesen Stücken*, daß die Freimaurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnst nach?«

Lessing: Ernst und Falk,
Gespräche für Freimaurer.

Lessing hätte es sich wohl nicht träumen lassen, daß man einst diesen Satz aus seinen Freimaurergesprächen, der dort natürlich eine ganz andere Bedeutung hat, in einem Sinne zitieren könnte, der die Wirksamkeit der Logenbrüder als eine vorwiegend theatralische erscheinen läßt. Und doch ist die Stelle, aus ihrem Zusammenhang gerissen, durchaus verständlich, sobald ihr Inhalt auf Wiener Verhältnisse angewendet wird. Es gibt nämlich in der Tat »Stücke«, auf die die Freimaurer »ihr Absehen haben«. Und neuestens haben wir erfahren, daß auch die Pforten des Jubiläumstheaters sich den im Kreise der Brüderschaft großgezogenen Talenten willig öffnen. Ich finde den Protest gegen solche Bereitwilligkeit begreiflich. Die liberale Presse möchte natürlich von einer »Denunziation« sprechen und ihre Leser glauben machen, die antiliberale Publizistik »hetze« gegen die Aufführung des Ressel'schen Werkes am Jubiläumstheater aus politischen Gründen. Wäre dem so, so hätten sie recht: es kommt nicht auf die private Gesinnung, sondern auf das Bühnengeschick des Autors an. Aber ich glaube, daß hier böswillig der Standpunkt verrückt worden ist, von dem aus gegen die Aufführung des Ressel'schen Stückes protestiert wurde. Es fällt heute ernstlich niemandem mehr ein, die Wiener Freimaurer, wenn sie sich auch in mystischem Mummenschanz gefallen mögen, als eine »Gefahr für Thron und Altar« zu betrachten. Man mißbilligt ihre Vereinigung bloß als einen Hort der Korruption, als eine Gelegenheit, unter ethischen Vorwänden die gegenseitige ökonomische Poussierung zu betreiben. Man ist längst nicht mehr so verblendet, österreichischen Freimaurern die Wirkensmöglichkeit und Gefährlichkeit der italienischen Logen zuzuschreiben und die republikanische Gesinnung eines Julius Löwy zu fürchten. Nicht der Hüter der politischen Ruhe, aber der Wahrer der sozialen Reinheit wird bei uns auf die Tätigkeit der Logen ein scharfes Auge haben müssen. Und als besonders dringend erweist sich die Pflicht, das Theaterwesen, das unter dem Ansturm der von der Presse gezüchteten Impotenzen genug zu leiden hat, von freimaurerischen Gönnerschaften zu erlösen. Genügt heute notorischerweise ein Mindestmaß von Talent, um unter freimaurerischer Protektion auf einer Wiener Bühne durchzudringen, so ist die Abneigung begreiflich, auf einem gegen den Willen der Cliquenmächte gegründeten und gedeihenden Theater das

Werk auch des talentiertesten Logenbruders vorgeführt zu sehen. Wenn bei Lessing Ernst und Falk darüber disputieren, welche denn »die wahren Taten« der Freimaurer seien, so läßt sich mit Beziehung auf Wiener Verhältnisse antworten: Die wahren Taten der Freimaurer sprechen für sich — mit den Händen. Wir haben ihnen Premierenerfolge, wir haben ihnen eine Vermehrung der Claque, der kritischen und der manuellen, zu danken. Im Carltheater debütiert eine mittelmäßige Soubrette, und der Jubel der Presseleute erreicht einen selbst in den Tagen der Kopaczi unerhörten Grad. Bruder Schnüfferl flegt ihr zuliebe die ungleich begabtere Vorgängerin an, nennt sie eine »wirkliche Künstlerin«, spricht von Triumph, Hochgenuß, herrlicher, in allen Lagen ausgeglichener Stimme. Und siehe da, selbst Bruder Bahr scheut den weiten Weg vom Deutschen Volkstheater in die Leopoldstadt nicht, übernimmt ausnahmsweise das Operettenreferat, und wir hören ihn von einer »reizenden Erscheinung«, von »großen, grauen, wie verschleierten Augen« schwärmen und berichten, Frau Fischer—Günther habe das Publikum »im Sturm genommen, das nun nicht ermüdete, sie immer aufs Neue auszuzeichnen«. Wie ist solcher Eifer zu erklären? Ganz einfach: Die Dame ist eine Schwester, und ihren Schwager, der wieder ein engerer Bruder Bahrs ist, sah man über die Durchfälle des »Athlet« und des »Franzl« mit Leibeskräften hinwegtäuschen. So wäscht eine Hand die andere und beide applaudieren. Und so begehe ich »Eingriffe ins Privatleben«, wenn das Privatleben in die Sphäre öffentlicher Kunstinteressen eingreift.

Die freimaurerischen Geheimnisse sind längst nicht mehr politische Verschwörungen, sondern simple Wiener Redaktionsgeheimnisse. Seit Bruder Bahr »einen großen Erfolg gewünscht« und die 'Fackel' dies freimaurerisch heimliche Sehnen der Welt verraten hat, ist die Theaterlogenpropaganda durchaus nicht aufgegeben worden; nur ihre Taktik wurde ein wenig verändert. Ein einfaches »Aviso« genügt jetzt, um die Applausbrüder in die Premieren zu treiben und die gewissen Erfolge zu garantieren. Und damit alles Leugnen nichts nütze und man klar erkenne, welchen Anteil die Wiener Freimaurerei an dem literarischen Cliquentreiben hat, veröffentliche ich ein hektografiertes Schriftstück, das mir dieser Tage zuging, im Wortlaut und in der Orthographie des Originals:

Tagesordnung

für Montag den 4 März 1901

- 7 Uhr Beamstensitzung**
- 8 Uhr präzise Allgem. Conferenz**
- 1. Einläufe u. Mittheilungen**
- 2. Ballotage über den Suchenden**
Dr. Alfred Bastyr
- 3. »Die Gewerbe und Lehrlingsfrage**
besprochen vom Mstr .: v .: St .: Br .:
Donat Zifferer

4. Rundfrage

Aviso

Am 28. Feber Premiere, von Chiavacci,
»Aus'n Herzen heraus«
im Raimund Theater.

*

Am 7. März waren die Feinde der Freimaurerei nahe daran, an die »Verschwörung gegen Thron und Altar« zu glauben. Die 'Neue Freie Presse' hatte nämlich in einem Bericht über den Attentatsversuch gegen Kaiser Wilhelm II. den Satz gebracht: »Nistet sich in einem Kopfe, dessen Denkvermögen sich verwirrt, die Großmannssucht ein, dann reift sehr leicht der Entschluß, sich an einem Mächtigen der Erde zu vergreifen, und es erfolgt eine ebenso blöde und zwecklose als *brüderliche* Tat.« In den Logen wie im gegnerischen Lager herrschte lebhaftere Erregung; aber glücklicherweise brachte die 'Neue Freie Presse' schon am nächsten Tage die Aufklärung, daß es eigentlich »widerliche« Tat hätte heißen sollen. Es sei »ein schlimmer Druckfehler« gewesen. Nun weiß man's: Bitru¹ ist bloß ein Druckfehlerteufel ...

* * *

Graf Paul *Hoensbroech*, der ehemalige Jesuit, der sich aus dem Orden in das Heiratsvermittlungsbüro und nach dem Scheitern des Versuchs, das alte Adelswappen an die meistbietende der Millionärinnen ohne Unterschied der Konfession zu verschachern, aus dem Heiratsvermittlungsbüro in die stille Gelehrtenklausur zurückgezogen hat und dort Material gegen das Papsttum sammelte, ist in Österreich, seit sein Werk über des Papsttums sozial—kulturelle Wirksamkeit verboten ward, ein Mann von Einfluß geworden und hofft, wie er den Lesern der 'Zeit' neulich verriet, hier besseren Boden für seine Mahnungen zu finden, als draußen im Reiche. Eisenkolb, Schönerer, Wolf und ähnliche Zwischenrufer im Streite werden wegen der »Vorarbeiten«, die sie geleistet, von ihm belobt, und wenn sie mit abtrünnigen Pfaffen und Börsensozialpolitikern zusammengehen wollen, werden wohl die Grenzfeste, die wir Jahr für Jahr gegen das verbündete Italien in den Alpen bauen und verstärken, bald ebensoviele Bollwerke gegen den Ultramontanismus bilden. Daß es Päpste gab, die die Ermordung einer andersgläubigen, also nach dem Sprachgebrauch jener Zeit ketzerischen Königin guthießen, und daß der heilige Alphons von Liguori nicht nur den Beichtvater mit den sexuellen Verirrungen der Beichtkinder bekannt gemacht, sondern auch eine mit unserem Strafgesetz unvereinbare Lehre von den Vorbehalten beim Eide verkündet hat: wel-

1 "Der Wähler - Sozialdemokratisches Organ für das Viertel unter dem Manhartsberg" schrieb am 29. April 1897:

... Im vorigen Jahre tagte in Trient ein Antifreimaurer-Congreß. Großes Aufsehen erregte damals die Darstellung des clerikalen Schriftstellers Taxil und der Miß Vaughan. Es wurde erzählt, daß dieses Fräulein im verkehrte mit dem Teufel Bitru gewesen und dieses durch die Unterschrift des Teufels bestätigt. Herr Taxil und Fräulein Vaughan waren nämlich früher Freimaurer gewesen und hatten vollen Einblick in das Thun und Treiben dieser Leute erlangt. Sie waren daher auch in der Lage, über den Teufel, seine Großmutter etc. beste Auskunft zu geben. Vernünftige Menschen lachten zwar damals schon über diesen Unsinn, aber seitens der Clerikalen auf dem Trienter Congresse wurde in der Mehrheit die Glaubwürdigkeit dieser der Teufelsgeschichte angenommen und in ihren Zeitungen und Büchern diese im Volke überall verbreitet. nun ging für den Herrn Taxil die Sache aber etwas schief, und er sah sich veranlaßt, dieser Tage in einer Versammlung, welcher viele Geistliche beiwohnten, zu erklären, daß die ganze Teufelsgeschichte erlogen sei. ...

cher gutgläubige Katholik müßte nicht, wenn er aus der 'Zeit' diese historischen Tatsachen erfahren hat, von der Kirche abfallen? Die Lehren der Geschichte auf das Leben anzuwenden, ist ja der Beweis wahrer historischer Bildung. Ein Geschichtskenner vom Schlage des Herrn Hoensbroech muß die Juden lediglich aus dem Grunde hassen, weil ihre Väter den Heiland gekreuzigt haben, und kann nimmermehr die Ausrede von Kohns Kindern gelten lassen, die auf den Vorwurf ihrer christlichen Spielkameraden, daß sie Jesum gemordet hätten, erwiderten, sie hätten es nicht getan, das seien Spitzers — oder, um im Milieu der 'Zeit' zu bleiben, Singers — Kinder gewesen. Dieser Geschichtskenner wird in den Wiener Sozialdemokraten Anstifter der Revolution sehen, weil er die Guttheißung der Revolution durch die Sozialdemokratie historisch nachweisen kann, und er wird uns vor der preußisch—deutschen Freundschaft ernstlich warnen, da doch schon einmal ein Preußenkönig mitten im besten Frieden Österreich überfallen und einer schönen Provinz beraubt hat. Man muß tatsächlich auf diese lächerlichen Konsequenzen jener Ausnutzung der Geschichte hinweisen, die den Alldeutschen und Herrn Hoensbroech im Kampfe gegen das Papsttum beliebt, weil auch manche Klerikalen, wie es scheint, diese Geschichtsauffassung teilen und sich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie geschichtliche Tatsachen einfach leugnen. Der unbefangene Verstand aber vermag in all dem, was Graf Hoensbroech bisher mitgeteilt hat, nichts Anstößiges zu erkennen. Kein Vernünftiger hat, ob man's ihm nun durch neue Beweise belege oder nicht, jemals daran gezweifelt, daß die Päpste, wenn sie Politik trieben, sich stets der üblichen politischen Mittel ihrer Zeit bedient haben und daß die politische Moral des achten Clemens ¹ sich von jener des dreizehnten Leo ² nicht weniger unterscheidet, als die politische Moral irgend zweier *weltlicher* Staatsmänner vom Anfang des zwanzigsten und vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Dem Unbefangenen wird es auch kein Ärgernis sein, daß in einer Zeit, die dem Angeklagten nicht erlaubte, eine Aussage, die ihm schweren Schaden bringen mußte, zu verweigern, ein Moraltheologe die Ansicht »genügend probabel« fand, der Angeklagte dürfe in solchem Falle einen Eid mit Vorbehalt schwören. Gegen Liguori wird er dabei nichts vorzubringen wissen, den Grafen Hoensbroech aber bedeuten, daß in unserer Zeit der Angeklagte überhaupt nicht zum Eide zugelassen wird. Und so vermöchte jeder halbwegs juristisch und historisch Gebildete, der moralisch empfindet, von jeder einzelnen der von Herrn Hoensbroech mitgeteilten Lehren Liguoris darzutun, daß sie in einer ihrer Zeit vorseilenden Rechtserkenntnis und Moral wurzelt.

Geschichtskennntnis ohne Geschichtserkenntnis: es gibt keine tiefere Unbildung als die sich hierin äußert. Aber solche Seichtigkeit des Denkens beherrscht immerzu das öffentliche Leben einer Zeit, der die Einsicht abhanden gekommen ist, daß die Logik der Ethik, d. i. dem logisch Denkenwollen, entspringt.

* * *

Im ungarischen Abgeordnetenhouse wimmelt es von Verwaltungsräten. Und einzelnen dieser Herren gestattet ihre außerordentliche Arbeitskraft, außer dem Volk noch zwanzig und mehr Aktiengesellschaften zu vertreten. Aber die ungarische Sozialdemokratie tritt für den Grundsatz der Arbeitsteilung — man kann es auch Inkompatibilität nennen — ein; die Überbürdung der Abgeordneten durch die Verwaltungsratstätigkeit gefährdet, so erklärt

1 Clemens VIII. † 1605

2 Leo XIII. † 1903

sie, nicht nur die Leistungsfähigkeit, sondern auch die Moral des Parlaments. Alle antimagyarischen Blätter Österreichs pflichten der ungarischen Sozialdemokratie bei; man verdreht scheinheilig die Augen über die Korruption im öffentlichen Leben Ungarns und segnet sich, daß es bei uns doch besser sei. Der schärfere Beobachter wird freilich in dem scheinbaren Vorteil einen Nachteil erkennen: erst seit das österreichische Abgeordnetenhaus einflußlos ward, ist es reiner geworden, tugendhaft wie eine alte Jungfer, die niemand begehrt. Und doch war's eine Metze, als es noch jung und schön war; Verwaltungsratsstellen und Eisenbahnkonzessionen flogen einst auch in Österreich den liberalen Abgeordneten in den Schoß, und so mancher bewahrt noch heute Millionen als schöne Erinnerung an die blühende Jugendzeit unserer Verfassung. Immer hat die Korruption die Mächtigen in Versuchung geführt, und wo der öffentliche Geist schlecht ist, sind sie der Versuchung stets erlegen. In Ungarn ist heute das Abgeordnetenhaus der stärkste Machtfaktor, und es ist korrupt. In Österreich sind der grundbesitzende Adel und die Beamtenschaft politisch mächtig, und wessen Namen findet man neben denen der ärgsten Jobber in den Verwaltungsratslisten? Hohe Ministerialbeamte und Gerichtsfunktionäre gehen in Pension und werden Verwaltungsräte oder Generaldirektoren, und die Sprossen des Adels, der einst die Türken besiegt hat, lassen sich von den Nachkommen der Hausjuden, die von den Türkensiegern Prozente nahmen, Tantiemen zahlen. Es ist eine sinnreiche Rache: den Söhnen jener Hausjuden ist der gelbe Fleck abgenommen worden, und sie haben dafür den Söhnen des Adels Präsenzmarken angeheftet. Unsere Presse sollte häufiger von dieser österreichischen Finanzkorruption sprechen, aber sie wäre allzu bescheiden, wenn sie sich selbst dabei vergäße und nicht darauf hinwiese, daß auch sie, die längst politisch ohnmächtig geworden ist, im wirtschaftlichen Leben noch stark genug blieb, um — nicht der Korruption zu widerstehen, aber korrumpiert zu werden. Österreichische Blätter, die dem Grafen Stefan Tisza vorwerfen, er habe mehr als 20.000 Gulden jährlich von Aktiengesellschaften bezogen, sollten doch von ihren eigenen Pauschalien und Bankinseraten nicht schweigen. Uns alle verlangt es ja, zu wissen, in welchem Falle wohl österreichische Blätter sich entschließen könnten, dem Beispiel des jungen Tisza zu folgen und auf die Einnahmen, die sie von Aktiengesellschaften beziehen, zu verzichten.

* * *

Ich finde das Pathos, das die liberalen Bordellblätter an die Affäre der Französin wenden, die polizeiärztlich untersucht und brutalisiert wurde, unerträglich. Eine Abonnentin der 'Neuen Freien Presse' rief ihr neulich gar im Namen »aller Frauen und Mädchen«, die »zu ihr pilgern müßten«, den tief-sinnigen Satz zu. »Weine nicht, denn sieh', wir weinen mit dir!« Was untergeordnete Polizeiorgane hier verbochen haben, ist in der Tat grauenhaft und empörend. Aber wogegen richtet sich die Empörung jener Gesellschaft, deren Sprachrohr die liberale Presse ist? Gegen den »Mißgriff«. Dagegen, daß, was gestern der Französin passiert ist, morgen »anderen anständigen Wiener Frauen und Mädchen« passieren könnte. Das ist doch zu läppisch. Als ob Mißgriffe planvoll angelegt würden, als ob sie organische Begleiterscheinungen eines Systems wären und als ob nicht, wenn jetzt der schuldtragende Beamte strenge bestraft wird, in einem Jahr wieder ein Mißgriff geschehen könnte! Nicht wo sie Mißgriffe begeht, ist unsere Polizei anzuklagen, sondern wo sie scheinbar gesetzliche Handlungen vornimmt. Gegen die Brutalität, mit der die Untersuchung an einer Frau vorgenommen wurde, die gar nicht zu untersu-

chen war, wird protestiert. Aber gegen die nämliche Brutalität, die nach Polizeiauffassung den »richtigen« Personen, den Prostituierten gegenüber am Platz ist, wird kein Wort gewagt. Und doch ist ein schlechtes System tausendmal verdammenswerter als ein einzelner Mißgriff. Das Pathos läßt die logische Erwägung nicht aufkommen, daß es in der Natur der Mißgriffe liegt, unversehens immer von neuem zu geschehen. Die Reue der Polizei ist vollkommen überflüssig und gewährt nicht die geringste Beruhigung. Die Forderung der kürzlich abgehaltenen Frauenversammlung, daß der Übeltäter exemplarisch bestraft werde, ist sicherlich berechtigt, aber ihre exakteste Erfüllung bringt uns um keinen Schritt weiter. Das Äquivalent einer sozialen Bewegung kann doch nicht sein, daß ein einzelnes Opfer falle. Vielmehr hätte der Nachdruck darauf gelegt werden müssen, daß man aus der Situation, in die eine »anständige« Frau geraten ist, nun endlich und glücklicherweise erkannt habe, wie die »unanständigen« bei uns von der Polizei behandelt werden, und daß diese Zustände unhaltbar seien. Werden sie beseitigt, so wird auch ein »Mißgriff« in der Folge nicht mehr so schmerzlich empfunden werden. Aber das Pathos hatte die Köpfe völlig verwirrt. So rügte einer der Redner, daß man es nicht einmal der Mühe wert gefunden hätte, einen Regierungsvertreter in die Versammlung zu entsenden. Aber dasjenige, was er für polizeilichen Hochmut hielt, war nichts weiter als polizeiliche Reue und das offenkundige Bestreben, die Leute, denen man nicht widersprechen konnte, sich einmal gründlich ausschimpfen zu lassen. Herr Dr. Ofner aber hatte wieder einmal den sinnigen Einfall vom »Zusammengehen des Bürgertums mit den Arbeitern«. Hier würde nicht nur die Polizei das übliche »Gehen Sie auseinander!« rufen, sondern sogar die 'Arbeiter—Zeitung', die Herrn Dr. Ofner oft und oft ob dieser Koalitionsidee verspottet hat und die ungeniert zugibt, daß ihr ein solches »Zusammengehen« nur für Wahlzwecke erwünscht ist.

*

Auch der Ministerpräsident hat öffentlich Buße getan. Er geht sogar im Verkennen des Wesens der Mißgriffe noch weiter als der Polizeipräsident. Er verspricht, für die »*unbedingte* künftige Vermeidung« von Mißgriffen zu sorgen.

*

Im Abendblatt der 'Neuen Freien Presse' vom 6. März übermittelte Herr Paul Goldmann den Lesern einen Auszug aus der Rede, die Herr *Sudermann* am Festabend des Berliner Goethe—Bundes gehalten hat. Die wichtigste Stelle der Rede, jene, aus der das staunende literarische Deutschland erfuhr, daß Herr Sudermann nicht nur über eine geschickte, von Dumas entlehnte Theatermache, sondern auch über eine direkt von Goethe bezogene Weltanschauung verfügt, hat Herr Goldmann also wiedergegeben: »Sudermann legte dann sein eigenes Bekenntnis ab. Er erklärte sich für einen dezidierten Nichtchristen. 'Mag der menschliche Geist', sagte er, 'sich erweitern wie er will, über die Hoheit und die sittliche Kultur des Christentums, wie es in dem Evangelium schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!'« Christliche Leser der 'Neuen Freien Presse', deren es bekanntlich annoch etliche in den Redaktionen antiliberaler Zeitungen gibt, haben in diesen Herrn Goldmann und sein Blatt wegen jenes Berichtes angegriffen und erklärt, Herr Sudermann, der die Evangelien preist, könne sich unmöglich einen dezidierten Nichtchristen genannt haben und nur der Haß des Juden Goldmann gegen das Christentum könne ihm dies Wort in den Mund legen. Aber Herrn Goldmann ist diesmal schweres Unrecht geschehen: nicht gegen die gläubigen Christen hat er eine Bosheit beabsichtigt, aber gegen Herrn Sudermann hat er sie freilich verübt, indem sein mißverständlicher Bericht die seltsam zusammengeflückte Weltan-

schauung dieses Herrn in ihre goethe'schen Lappen zertrennte. Herr Sudermann gehört zu den Leuten, die da meinen, es gebe *eine* platonische oder kantische Philosophie und *eine* goethe'sche Weltanschauung, weil ein Plato, ein Kant und ein Goethe gelebt haben. Er zitierte einen Brief Goethes an Lavater, in dem Goethe sagt, er sei »kein Unchrist, aber ein dezidierter Nichtchrist«, und erklärte, das sei auch sein Standpunkt. Er zitierte dann aus den Gesprächen mit Eckermann eine Äußerung Goethes über die Evangelien und erklärte, so denke auch er. Man könnte ernstlich darüber streiten, ob beide Aussprüche Goethes sich vereinbaren lassen. Aber was verschlägt's Herrn Sudermann? Zwischen dem Briefe an Lavater und dem Gespräch mit Eckermann liegen Jahrzehnte, während derer Goethe das Verschiedenartigste über das Christentum gedacht und gesagt hat. Herr Sudermann könnte aus dieser Zeit noch manches Dutzend Goethe'scher Worte über das Christentum anführen und würde wohl jedem einzelnen zustimmen. Dieser harmonischste aller Geister vermag mühelos, was immer Goethe im Laufe von achtzig Jahren gedacht haben mag, gleichzeitig zu denken; denn er besitzt *die* Goethesche Weltanschauung. Wie frei und leicht muß er in solchem Besitz sich fühlen! Für jede Frage hat er die Antwort — nein, die Antworten — parat, das Nächste und das Fernste zu entscheiden, kann ihm nicht schwerfallen. Herr Sudermann darf etwa die gotische Baukunst bewundern; auch Goethe hat es getan. Gleichwohl kann Sudermann die Gotik verwerfen; Goethe hat es auch getan. Das Nacheinander der Goethe'schen Gedanken wird zum friedlichen Nebeneinander bei Sudermann. Leicht wohnen sie alle in diesem weiten Geist beisammen: zum Raum wird hier die Zeit.

* * *

»Von einem Zebra zerfleischt«

Von einem neuen Strafgesetz erwarten wir vor allem eine Einschränkung der Wirksamkeit des 'Illustrierten Wiener Extrablatt'. Es klingt wie eine triviale Phrase, daß dieses Organ die geistige Gesundheit der Bevölkerung bedroht; aber das fortwirkende Übel ist gefährlicher als die Wiederholung der trivialsten Phrase. Dies Kapitel schließt eine der am seltensten gerügten, aber sicherlich unheilvollsten Unterlassungen unserer Volksvertretung in sich. Noch nie ist an den Justizminister oder an jenen für Kultus und Unterricht die Frage gestellt worden, ob ihm das Treiben des Julius Löwy bekannt sei und was er zu tun gedenke, um die Verbreitung der täglich die Volksphantasie vergiftenden Mordbilder des Extrablatt, hintanzuhalten. Es wäre eitel Selbstüberhebung, wenn unsere Abgeordneten vielleicht aus dem Grunde hier Konnivenz übten, weil sie sich selbst das größere Verdienst um die öffentliche Verrohung zusprechen möchten. Der Löwyanteil gebührt hier noch immer dem 'Extrablatt', und der ordinärste Parlamentston kann in einem Jahre nicht leisten, was der schlecht illustrierten Hacke ¹ in einem Quartal gelingt. Leider wird man den Mordbildnern gesetzlich nur dort an den Leib rücken können, wo sie ihrem Publikum Darstellungen aus dem Familienleben zu bieten wagen. Der Fenstersturz eines schlecht behüteten Kindes, der Selbstmord einer verzweifelten Mutter sind jene Ereignisse, bei denen der grausame Spezialzeichner des 'Extrablatt' immer dabei war und die er dennoch nie zu verhindern gesucht hat. Auch diese dolose Absicht wird sich vielleicht strafrechtlich fassen lassen. Wie aber schützt man uns vor jenen blutigen Exzessen der Schmockphantasie, die sich außerhalb des Familienlebens und Familienster-

1 Hacke - österr.: Arbeit

bens abspielen? Der Kunstrat im Unterrichtsministerium sollte die Aufgaben einer Geschmackszensur besser erfassen und die Standlweiber vom Naschmarkt erst dann für Strassers Marc Anton ¹ zu erziehen suchen, wenn er sie von der Lektüre des 'Extrablatt' entwöhnt hat. Löwen, die von irgend jemandem gelenkt werden, gelten jenem Publikum noch immer viel weniger, als Löwen, die irgendjemanden zerfleischen. Anders freilich steht die Sache, wenn ein *Zebra* das Zerfleischende bekommt. Das 'Extrablatt' hat neulich das Vertrauen seiner ältesten Leser erschüttert. Denn gerade die ältesten wußten sich daran zu erinnern, daß auf der Titelseite des 'Extrablatt' schon einmal ein Zebra sich in ähnlicher Weise gegen seinen Wärter vergangen hatte. Und wenn ein und dasselbe Zebra einen und denselben Wärter zweimal oder öfter zerfleischt, so verwandelt sich die Erregung des gläubigsten Betrachters in gelinde Heiterkeit. Daß das 'Extrablatt' am 4. März 1901 die Phantasie so manches getreuen Wasserers einfach betrogen hat, liegt auf der Hand. Am 3. Juni 1894 hatte es genau dasselbe Bild gebracht und denselben Text. Bloß eine kleine Veränderung, die den Betrug nur umso auffälliger macht, ward vorgenommen. Damals war der Schauplatz nach Paris, diesmal nach Neapel verlegt. Damals hieß es, »unser Pariser Korrespondent« habe die Skizze zu dem Bilde eingesandt, diesmal ist es »einem italienischen illustrierten Blatte« entnommen. Eine Zusammenstellung mag das täuschende Vorgehen des 'Extrablatt', das da gewöhnt hat, das Gedächtnis seiner Anhänger sei schwächer als ihr Blutdurst, auch den jüngeren Lesern klar machen:

3. Juni 1894:

Wir erhielten von unserem *Pariser* Korrespondenten die Skizze zu dem vorstehenden Bilde, das eine furchtbare Szene veranschaulicht, die das 'Extrablatt' in einem telegraphischen Berichte aus *Paris* ausführlich geschildert hat.

In dem großen Tiergarten von *Paris*, der unter dem Titel »Jardin d'Acclimatisation« besteht und in dem nicht nur die Schaulust des Publikums allein befriedigt wird, sondern der auch den Zweck hat, wie sein Name besagt, die Tiere aus fernen Zonen in unserem Klima einzubürgern, befinden sich zwei Zebras, die sich bis nun als ziemlich gut und fromm erwiesen und durch ihre Auf-
führung keinerlei Grund zu einer besonders scharfen Bewachung gaben. Der Wärter hatte sich daran gewöhnt, diese beiden Tiere wie Pferde zu behandeln, und sie zeigten sich auch stets zutraulich und gutmütig. Doch so eine Bestie hat Launen — — — — —

4. März 1901:

Einem *italienischen* illustrierten Blatte entnehmen wir das vorstehende Bild, das eine furchtbare Szene veranschaulicht, der ein Menschenleben zum Opfer fiel.

In dem Tiergarten von *Neapel*, in dem nicht nur die Schaulust des Publikums allein befriedigt wird, sondern der auch den Zweck hat, Tiere aus fernen Zonen in *Italien* einzubürgern, befinden sich zwei Zebras, die sich bis nun als ziemlich gut und fromm erwiesen und durch ihre Auf-
führung keinerlei Grund zu einer besonders scharfen Bewachung gaben. Der Wärter hatte sich daran gewöhnt, diese beiden Tiere wie Pferde zu behandeln, und sie zeigten sich auch stets zutraulich und gutmütig. Doch so eine Bestie hat Launen

— — — — —
—

1 Ein Bronzedenkmal, siehe Heft 61 # 01

Die liberale Presse hat Tage, an denen sie himmelhoch jauchzt, und Tage, an denen sie zu Tode betrübt ist. Sie bringt es zuwege, in stetem Wechsel freudvoll und leidvoll, wenn auch nicht gerade gedankenvoll zu sein. Sie läßt sich also, im Gegensatz zu Goethes Klärchen, immer von einer ausgesprochenen Grundstimmung leiten. Die 'Neue Freie Presse' speziell ist ein harmonisches Kunstwerk. Ist sie im Leitartikel schlecht aufgelegt, dann raisonniert sie auch im Economisten, und ihre üble Laune kann sich in der Gerichtssaalrubrik sogar in totaler Stummheit äußern. Die Ereignisse sind immer so kulant, auf die jeweilige Stimmung der Herausgeber Rücksicht zu nehmen, und richten sich's eben ein, so gut es geht. Am letzten Montag z. B. war das Weltbild in die blaue Farbe des Frohmuts getaucht. Huldigung für den Prinz—Regenten, Anti—Jesuiten—Bewegung in Portugal, Ankündigung Zolas, daß die Wahrheit bereits unterwegs sei, beruhigende Erklärung des Polizeipräsidenten in der »Affäre der Französin«, im Inseratenteil die mehrfache Versicherung, daß nur ehrbare Annäherung gestattet sei, und vor allem — »Lucina«. »Lucina« oder: die feierliche Eröffnung des neuen Wöchnerinnenheims. Die Vollendung des Werkes, für das sich Frau Auspitz geopfert hat und für dessen Gedeihen im Sophiensaal von wohltätigen Frauen untätigen Herren Tee eingeschenkt und Sandwichs serviert wurden. Es versteht sich von selbst, daß am Tage der Eröffnung »das schmucke, freundliche, festlich beflaggte Heim im hellen Sonnenschein dalag«. Wenn der Kaiser erscheint, machen die Zeitungen immer Kaiserwetter. Es ist ein Festtag der Menschenfreundlichkeit: *alle* Anwesenden werden in der Zeitung genannt. Und alle, deren Beruf es ist, anwesend zu sein, sind es natürlich auch diesmal. Die Wöchnerinnen kommen dabei erst in letzter Linie in Betracht. Drei haben vorige Woche drei gesunden Knäblein das Leben geschenkt. Und hundert Erwachsene wollen aus diesem Grunde genannt sein. Ein Wöchnerinnenheim ist eine segensreiche Einrichtung: man kann jetzt nicht nur an einem Grabe, sondern auch an einer Wiege anwesend sein. Aber die drei Wöchnerinnen statieren nur mit. Ihre Rolle ist nach der Schilderung der 'Neuen Freien Presse' nicht schwer. Als der Kaiser sie ansprach, war es für sie »ein weihevoller Moment, dem sie dadurch *Ausdruck verliehen*, daß sie alle Drei vor Freude und Rührung weinten«. Und als der Kaiser das Haus verließ, hatten sie noch, »so laut sie nur konnten«, Hoch! zu rufen. Mehr konnte man Wöchnerinnen nicht zumuten. Die Hauptdarsteller hatten schon schwierigere Partien. Frau Auspitz hatte zu rufen: »Wenn wir nur das Geld dazu bekommen, wir fangen gleich mit dem Bau des zweiten Heims an.« Aber der Lohn bleibt nicht aus: »Auf der Treppe bemerkte der Kaiser mit Befriedigung die Gedenktafel der Stifter, auf der *bereits* der Name der Vereinspräsidentin Frau Marie Auspitz verzeichnet steht« ... Alles ist wie in Licht getaucht, allgemein ringt sich die Erkenntnis durch, daß wir auf dem Wege der Sozialpolitik (Schutz der Reklamebedürftigen) wieder einen Schritt weiter gekommen sind, und wenn nicht alles trügt, wird die Eröffnung des Wöchnerinnenheims auch eine allgemeine Versöhnung der Menschheit nach sich ziehen und ein goldenes Zeitalter der Bildung, Humanität und religiösen Toleranz anbahnen. Wenigstens verheißt uns dies ein Idyll, das der in Rührung zerfließende Schmock von der 'Neuen Freien Presse' an diesem Tage beobachtet haben will: »Besonders bemerkt wurde von allen Anwesenden, daß sich während der Feier *die drei Vertreter der verschiedenen Konfessionen*, der Pfarrer von St. Anton, der evangelische Pfarrer Dr. Johanny und Rabbiner Dr. Bach, in der *ungezwungensten* Weise miteinander unterhielten und ein-

stimmig das vom Verein 'Lucina' vollbrachte Werk lobten ¹.« An diese freimaurerische Apotheose schließt sich passend eine geschäftliche Anzeige der Baumeister, die das Haus der Menschenliebe gemauert haben. Es ist ein Festtag der 'Neuen Freien Presse'. Im Inseratenteil machen sich mehrere Herren erötig, mehreren Damen zu einem Aufenthalt in jenem Hause über's Jahr zu verhelfen ...



Der letzte Herbst und Winter unseres theatralischen Mißvergnügens hat auch die Hartnäckigsten überzeugt, daß Wien um zwei Schaubühnen zu viel besitzt. Dem durch jahrelangen Raubbau geschwächten Boden des Carltheaters und des Theaters an der Wien vermögen auch die unbedenklichsten unserer Tantiemenwucherer nicht mehr nennenswerten Gewinn abzurufen, und die Kapitalisten, die als Kunstmäzene bei diesen Theatern nicht bloß Zinsen, sondern auch Ehre aus ihrem Kapital herauszuschlagen hofften, büßen mit dem Verlust des Kapitals selbst die Ungeniertheit, mit der sie sich dem Wiener Kunstleben aufzudrängen strebten. In der Presse mag etwa noch ein oder der andere stückeschreibende Schnüffelr, der aus der Existenz von Theatern an sich Profit in Form von Vermehrung des Theaterklatsches zieht und der, wenn die anderen den Tantiemenstrom längst in ihre Taschen geleitet haben, gierig nach den letzten Tröpfchen des versiegenden Gewässers hascht, jene der beiden Bühnen reinzuwaschen sich bemühen, die ihm selbst zu beschmutzen erlaubt war. — Die große Menge der Journalisten steht beiden Theatern, mit deren Freikarten sie längst Schneider und Schuster nicht mehr bewegen können, den Zahlungstermin zu verlängern, gleichgültig, ja feindselig gegenüber.

Wenn aber die Schließung zweier Häuser, in denen die baulichen Zustände das Leben, die Aufführungen der Werke eines Weinberger, Taub, Landesberg und Buchbinder den Geschmack des Publikums beständig gefährdeten, nur noch auf kurze Zeit verzögert werden kann, so mußte um so gewisser in diesem Winter die Erkenntnis reifen, daß Wien neben der Hofoper einer zweiten Stätte musikalischen Theatergenusses bedarf. Wir brauchen ein Repertoiretheater für Spieloper und Operette, das einer durch bunte Abwechslung immer aufs neue amüsierten Zuhörerschaft in mustergültigen Aufführungen die Werke eines Lortzing, Nicolai, Goetz, Strauß, Suppé, Millöcker bieten könnte, dazwischen Offenbachs Operetten und was die Franzosen vor und nach diesem Meister Bestes an heiterer Musik geschaffen, dann Sullivans und Sidney Jones' Werke und schließlich in strengster, den höchsten musikalischen Maßstab anlegender Auswahl einiges von dem, was an zarter und fröhlicher Musik in den kommenden Jahren Künstlern, die bisher auf den Operettenbühnen den mit der Presse befreundeten Dilettanten hatten weichen müssen, gelingen mag.

Der Gedanke lag auf der Hand, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich Leute fanden, die ihn aufgriffen. Und da er gut war, konnte man im heutigen Wien nicht daran zweifeln, daß er verdorben werden müsse, weil Unberufene sich ihn als willkommene Beute aneignen würden. Aus dem Operetten— und Spielopern—Repertoiretheater soll jetzt die »Wiener Volksoper« werden.

1 Eine schreckliche Zeit, wie kann sie denn friedlich ohne einen **Imam** gewesen sein?!

Ein musikalisches Verlagshaus auf Aktien, das nicht das Geringste dazu getan hat, unserer Stadt jenen Rang im musikalischen Verlag zu sichern, den sie selbst heute noch in der musikalischen Produktion einnimmt, hat für den Bau einer Wiener Volksoper, für die es wohl das einträgliche Agenturgeschäft übernehmen will, alle gewonnen, die von einem Theaterbau sicheren Gewinn zu erwarten haben. Man braucht nur die Namen der Herren, die das Agitationskomitee bilden, zu lesen und weiß mit Bestimmtheit, wer das neue Theater bauen, wer es bis auf den letzten Schminktopf einrichten wird. Die Herren Für—alles und U. a. haben sich angeschlossen, und auch einige Ernstmeinende sind, unbelehrt durch das Ende der deutsch—österreichischen Literaturgesellschaft, wie immer, hineingefallen. Nun galt's, die Journalistik an der Sache zu interessieren. In richtiger Erkenntnis der Verhältnisse wendete man sich nicht an den Kopf, sondern an das Herz der Presse; nicht an ihr gutes Herz, aber an jenes Zentralorgan und Pumpwerk der Goldströme, die Administrationen. Man inserierte Tag für Tag, Woche für Woche überall, wo weißes Papier zu Reklamezwecken bedruckt und so für bessere Verwendung untauglich gemacht wird. Der Herausgeber des letzten Revolverblattes strich schmunzelnd so viele hundert Kronen als seine vornehmeren Kollegen tausende ein, und es ist leicht zu berechnen, daß mehr als ein Jahresertrag des aufzubringenden Kapitals bereits für die Publizität, nein, für die Publizistik verausgabt wurde. Aber der Zweck ist erreicht: die Redaktionen lesen teils die Inserate und schweigen, teils sprechen sie, ohne den Inhalt der Inserate zu kennen oder indem sie ihn ignorieren.

Denn ganz ohne jede Mahnung oder Warnung kann wohl schwerlich irgend ein Kenner des Theaters dem Aufruf zustimmen, den das Agitationskomitee der Wiener Volksoper ¹ in die Blätter einrückte. Man mußte die Herren bedeuten, daß der »vornehme Rahmen eines mit allem modernen Komfort ausgestatteten Hauses«, den sie uns verheißen, eines wesentlich anderen Inhaltes, als des von ihnen zugesagten, bedarf. Warum sprechen sie ausschließlich von Opern und vergessen gänzlich die Operette? Andererseits wissen unsere besten Musikkenner nichts davon, daß eine Gelegenheit für die heimischen Komponisten, auch kleinere Opern aufzuführen, bisher schmerzlich vermißt worden wäre. Wenn man von Hugo Wolfs Corregidor absieht, ist in Österreich seit langem nichts Wertvolles, ja kaum Halbwertiges geschaffen worden, dem sich die Tore der Wiener Hofoper verschlossen hätten. Doch dies alles ist Nebensache. Die Herren erklären, »nur Vorzügliches« aufführen zu wollen, und werden, so gut sie's eben verstehen, ihr Versprechen halten. Aber Vorzügliches sollte doch auch vorzüglich aufgeführt werden? Die mißglückten Opernvorstellungen an Privattheatern haben oft genug gezeigt, daß die Versuche, Kunstwerke mit unzulänglichen Kräften zu gestalten, aussichtslos sind. Und die Gründer der Wiener Volksoper verheißen, »zahlreichen talentierten jungen Künstlern auf dem Gebiet des *Gesanges* und der Instrumentalmusik, wie sie alljährlich aus den Musikschulen unserer Stadt, voran aus unserem altherwürdigen Wiener Konservatorium, hervorgehen und meist im Auslande Stellung und Anerkennung suchen müssen, eine würdige heimische Stätte ihrer künstlerischen Tätigkeit« zu bieten. Fürwahr, ein schöner Gedanke für Sozialpolitiker! Aber ein gründlich verfehlt für den Kunstfreund. Die Spieloper fordert nicht nur treffliche und geschulte Stimmen, sondern sie braucht in weit höherem Maße als die große Oper *schauspielerisch* hervorragende Sänger und Sängerinnen. Eine Marie Renard, ein Schrödter und Hesch tun ihr not; mit den begabtesten Konservatoristen wird sie immer nur recht minderwertige Vorstellungen herausbringen. Es ist sicherlich kein unedler, aber es

1 s. a. Heft 72 Seite 17

ist ein herzlich unkünstlerischer Ehrgeiz, der etwa unsere Militärkapellmeister treibt, sich an Wagner—Ouvertüren zu wagen. Und den sozialpolitisch führenden Herren, die uns eine Wiener Volksoper gründen wollen, muß rechtzeitig gesagt werden, daß wir zwar vielleicht sie als gute Leute, aber ihr Konservatoristen—Ensemble sicherlich als schlechte Musikanten taxieren werden.

*

Sollten die voranstehenden Bemerkungen gegen die »Volksoper« nicht in einen gewissen Zusammenhang mit dem Fehlen eines einträglichen Inserates der »Volksoper« in der 'Fackel' gebracht werden können? Ich kann es nicht leugnen, daß ein solcher Zusammenhang besteht. Die 'Fackel' ist tatsächlich das einzige Blatt, das jener gut bezahlten Annoncen des Musikverlagshauses entbehrt, das einzige, das sich gegen das Projekt ausgesprochen hat. Nur will ich noch rasch hinzufügen, daß die 'Fackel' auch, soweit ich unterrichtet bin, das einzige Blatt ist, das jenes Inserat *abgelehnt* hat. Ich glaube dies ausdrücklich erwähnen zu dürfen, weil mir das Verhältnis der Presse zu dem neuen Unternehmen den *typischen* Fall von Inseratenkorruption zu bedeuten scheint. Wäre es den Herren von der »Volksoper« wirklich bloß darum zu tun, der Idee möglichste Publizität zu leihen, so hätte die Annoncierung in ein paar großen Tagesblättern der verschiedenen Parteirichtungen vollauf ihren Zweck erfüllt. Aber das Inserat »Volksoper«, das seit Wochen das Auge des Kaffeehauszeitungslesers behelligt, taucht auch in jenen erbärmlichsten Winkelblättern auf, die nicht von ihrer Verbreitung, sondern von den Inseraten ihr Dasein fristen. Ich habe oft und oft gezeigt, wie unsere großen Aktiengesellschaften vor die Absicht, zu publizieren, die Absicht zu bestechen gestellt haben, und ich habe wiederholt die Aktionäre aufgefordert, den Verwaltungsrat über die sinnlose Verschleuderung ihrer Gelder zu Pauschalienzwecken zu interpellieren. Diesmal scheint mir die Methode interessant, wie mit einem noch nicht vorhandenen Kapital die Presse zur Herbeischaffung dieses Kapitals verwendet wird. Es gibt kaum ein Thema, das so dringend nach der Erörterung im redaktionellen Teile verlangte, wie das Thema: »Volksoper«. Ich weiß, daß es unter unseren Musikkritikern genug ernste Leute gibt, die einen Warnungsruf für geboten erachten. Warum lassen sie ihn nicht in ihren Blättern ertönen? Weil die Herausgeber sie in den Kunstrubriken nicht zu Worte kommen lassen und vorläufig die Lokalredakteure angewiesen haben, den ehrenvollen Inseratenauftrag mit Päänen zu feiern. Wo Dukes & Comp. das Wort hat, müssen alle kritischen Bedenken verstummen; hier bedeutet Reden und Schweigen in gleicher Weise Gold. Ob wirklich, wie man erzählt, ein Vorstandsmitglied der »Volksoper« es gewagt hat, in der letzten Versammlung die Unterstützung der Presse als eine freiwillige hinzustellen, weiß ich nicht; daß die Zeitungen eine Rede nicht abdruckten, beweist ja nicht immer, daß sie gehalten wurde. Aber ich weiß zufällig aus eigener Erfahrung, wie hoch jene freiwillige Unterstützung der Presse von den Unternehmern der Wiener Volksoper bewertet wird. Eine Inseratenserie zum Preise von 210 Gulden wurde der 'Fackel' angeboten, die Geschäftsstelle hat die Redaktion, die auch die »Verantwortung für den Inhalt des Annoncenteils« übernimmt, sofort verständigt, und ich ließ sofort ablehnen. Ich konnte nämlich nicht daran glauben, daß die Herren vom Musikverlagshaus sich des Annoncenteils der 'Fackel' bloß zu dem Zwecke bedienen wollten, um ihr Projekt endlich in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Und ich verzichtete freudig, wiewohl die Publizität durch die 'Fackel' sicherlich besser erreicht worden wäre, als beispielsweise durch das Organ des Sozialpolitikers Isi Singer, durch das ja bekanntlich auch die Südbahn noch immer Fahrpläne zur Kenntnis des Publikums zu bringen sucht. Ich betrachte Inseratenzumutungen von Aktiengesell-

schaften und künstlerischen Unternehmungen, deren Verwaltung und Leistungen in jedem Falle der redaktionellen Kritik vorbehalten bleiben müssen, als Anträge, die ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl des Redakteurs gröblich verletzen, und hoffe, daß der des Wiener Verlagshauses der letzte sein wird, der an die 'Fackel' gestellt wird. Das nächstmal werde ich mit einer Ehrenbeleidigungsklage vorgehen.

*

»Allerdings haben diese sogenannten Journalisten für die Schweiggelder euphemistische Bezeichnungen, sie nennen es Bezahlung für Inserate, Bilanzen usw.«

Präsident Ritter v. Holzinger,
Schwurgerichtsverhandlung vom 29. April 1892.

* * *

Nachträgliches

Alle Kenner unserer Theaterverhältnisse — und besonders jene, die etwa wie die Herren Julius Bauer und Victor Léon jahrelang mit Herrn Hermann Bahr an einem Kaffeestaisch beisammengesessen sind, an dem von nichts öfter als vom »Ansetzen« von Stücken und davon, was man »aus ihnen machen« könne, gesprochen wurde — haben neulich erstaunt die eidliche Versicherung der Herren Bahr und Bukovics vernommen, ein »Durchpeitschen« von Dramen sei unzulässig und aussichtslos. Als ich Herrn Bahr vorhielt, daß er erst kürzlich in einem kleinen Kreise die Äußerung tat, alle seine Stücke müßten bis zur zehnten Aufführung durchgepeitscht werden, aber dann gingen sie, erklärte er das Durchpeitschen sogar ausdrücklich als Korruption und erwiderte, daß er sich korrupter Handlungen, wenn er ihrer schon fähig wäre, doch sicherlich nicht rühmen würde. Herr Bahr mag wohl selbst den Einwand, der leider nicht rechtzeitig gemacht wurde, erwartet haben: daß in einer Gesellschaftsschicht wie der seinen nicht als Korruption gilt, was man vor Gericht so zu nennen nicht umhin kann, und daß auch ein Mädchenverführer, der oft und oft im Kreise junger Lebemänner mit seinen Erfolgen geprahlt hat, der Verführung angeklagt, vor Gericht die Ruhmredigkeit nicht minder eifrig als die Tat leugnen würde. Aber Herr Bahr hatte ja schon vorher einen plausiblen Beweis zu liefern versucht, daß das Durchpeitschen nicht bloß unanständig, sondern überdies unvernünftig, ja geradezu undenkbar wäre. Er berief sich darauf, daß nach Herrn Bukovics' Aussage der Tagesetat des Deutschen Volkstheaters 1600 Gulden beträgt, und erklärte: Wollte Herr Bukovics eines meiner Stücke etwa bei einer Einnahme von 600 Gulden aufführen, also selbst 1000 Gulden verlieren, um mir 60 Gulden (nämlich 10 Prozent der Einnahme) zuzuwenden, so wäre es mir doch willkommener und für ihn günstiger, wenn er das Stück lieber absetzte und mir 500 Gulden schenkte. Es ist Herrn Bahr gelungen, die Geschwornen darüber hinwegzutäuschen, daß Herr Bukovics trotz dem Tagesetat von 1600 Gulden, wie er in der Verhandlung erklärt hat, ein Stück bei einer Mindesteinnahme von 1000 Gulden noch aufführt, also lieber 600 Gulden verliert — wobei Herr Bahr 100 Gulden Tantiemen erhält —, als daß er das Werk absetzt und seinen Freund mit 300 Gulden entschädigt. Aber auch jene, die hieraus die Unhaltbarkeit des Bahr'schen Beweises erkennen, werden sich wohl zum guten Teil, wie ich auch in der Verhandlung betonte, die Technik des »Durchpeitschens« ohne sachverständige Belehrung nicht klar zu machen wissen. Ihnen erstatte ich heute, dem Beispiele der Herren Bahr und Bukovics folgend — nur, weil

ich weder Autor noch Direktor bin, unbefangener —, das folgende Sachverständigen—Gutachten in eigener Sache:

In einem Theater, zumal in einem solchen, das kein festes Repertoire hat, kann es vorkommen, daß der Direktor irgend ein Stück begünstigen, »durchpeitschen« muß. Der Verlauf der gegenwärtigen Saison des Deutschen Volkstheaters bietet dafür ein treffendes Beispiel. Man führt allwöchentlich eine Novität auf. In der ungünstigen Theaterzeit solche, von denen man sich wenig verspricht und durch deren Ansetzung man sich eigentlich nur einer vorschnell übernommenen und lästigen Verpflichtung entledigt, in der eigentlichen Saison jene, auf deren Erfolg man rechnet. Aber nichts will »einschlagen«. Sogar der an dieser Bühne immer siegreiche Blumenthal hat diesmal Herrn Bukovics mit den »Strengen Herren« im Stich gelassen, und die Wurst nach dem Schinken zu werfen, das zweite Stück, das den lex—Heinze—Rummel ausschrotet, alsbald folgen zu lassen, wäre unpraktisch. Der »Ausflug ins Sittliche« konnte erst unternommen werden, da mit dem Eise der Flüsse auch die durch das Mißtrauen gegen lex—Heinze—Stücke verhärteten Gemüter wieder aufzutauen begannen. In der besten Theaterzeit hat der Direktor kein Stück, das ihm die Tagesspesen einträgt. Nun gilt's, eine Entscheidung zu treffen. Herr Bukovics hat im letzten Herbst zwei Vorstellungen geboten, die etwas günstiger ausfielen als die übrigen. Die »Wienerinnen« waren die eine: das Werk fiel durch, aber ein Akt von dreien schlug ein, wenn er auch nicht stark genug war, das Ganze zu tragen. Die andere Vorstellung war ein Einakter—Abend: von drei Einaktern war einer gänzlich durchgefallen, der zweite hatte mäßigen Erfolg, der dritte, Schönherr's »Bildschnitzer«, hatte von allen Stücken der Saison am stärksten gewirkt. Aber das Publikum will sich nicht zwei Stunden hindurch langweilen, um sich eine Stunde lang zu amüsieren. Hätte Herr Bukovics die »Wienerinnen« und den Einakter—Abend im Repertoire gehalten und jede der beiden Vorstellungen etwa dreimal in vierzehn Tagen angesetzt, so würden beide ein Defizit gebracht haben. Er entschließt sich also, die Einakter nach der dritten Vorstellung fallen zu lassen, und setzt Bahrs Stück viermal im nächsten Wochenrepertoire an. Das Publikum aber sagt sich nach acht bis zehn Vorstellungen: aha, das zieht, da gehen wir auch hin! Und bei der fünfzehnten Aufführung ist das Werk »gemacht« und bringt es zu fünfzehn weiteren.

Das alles wäre nur ein Ausfluß der gebotenen Geschäftsklugheit des Direktors eines Privattheaters. Aber in dem Augenblick, da der Direktor angesichts der Notwendigkeit, irgend ein Drama zu begünstigen, sich für ein bestimmtes entscheiden soll, tut die Versippung von Theater und Presse ihre Wirkung. Dem in Wien fremden Autor der »Bildschnitzer« steht kein Anhang zur Seite, der sein Stück fördern könnte. Aber hinter Herrn Bahr steht die gesamte Concordia—Presse, die für jeden der Ihren unentwegt die Reklame-trommel rührt. Vollends das 'Neue Wiener Tagblatt', das Leibblatt des ständigen Volkstheaterpublikums, wird in seinem von Herrn Bahr redigierten Theaterteil immerzu von Vorstellungen, die nach den in der Verhandlung gebotenen Bücherausweisen um 1600 Gulden trugen, melden, daß sie ausverkauft waren. Und die Wiener Freimaurer werden die Hände ebenso eifrig im Theater, um Herrn Bahr Beifall zu klatschen, als außerhalb des Theaters rühren, um für sein Stück zu sprechen. Und darum werden ebenso gewiß, wie immer Stücke begünstigt werden, stets Kritikerstücke die begünstigten sein.

Soll ich nun noch davon sprechen, daß die Ansetzung an Sonntagen — Herrn Bahrs »Josephine« wurde von 13 Vorstellungen sechsmal an Sonn— und Feiertagen gespielt — die wirksamste Form der Begünstigung ist, weil selbst in einer mittelmäßigen Theatersaison jede Sonntagsvorstellung des

Deutschen Volkstheaters ausverkauft ist, und daß erfolgreiche Dramatiker sich ausdrücklich eine Mindestanzahl von Sonntagsaufführungen bedingen? Den Herren Bahr und Bukovics ist all dies natürlich ebensogut bekannt wie jedem anderen Theaterfachmann, und wenn Herr Bahr mit unleugbarem Geschick den Backfisch spielte und fragte: Mama, was sind das, Begünstigungen? so hat er jene Bewunderung vollauf verdient, die der ehrsame Bürger einer deutschen Kleinstadt einer in allen Künsten der Liebe seit einem Jahrzehnt versierten Dame dafür zollt, daß sie ihm die unwahrscheinlichst naiven Mädchen im deutschen Lustspiel glaubhaft zu machen weiß. Aber Herrn Bahrs beständige Beteuerung im Gerichtssaal: Man soll's gar nicht glauben, wie unschuldig ich bin! hat doch nur jene überzeugt, die im Theater die Schauspielerin mit ihrer Rolle zu verwechseln pflegen.

*

Zweierlei Anständigkeit. ¹

Dr. *Harpner* (zum Zeugen *Holzer*): Verzeihen Sie das, was ich bemerke. Sie können Herrn F., Herrn Sch., Herrn W. und aller Welt über den Vorgang, der sich zwischen Ihnen und Direktor *Bukovics* abgespielt hat, *erzählen, was Sie wollen*. Heute handelt es sich aber, wie der Herr Präsident sagt, zwischen Ihnen und *Bukovics* um dieses Gespräch. Das kennen nur zwei Personen: *Bukovics* und Sie. Was Sie auch immer dem W. und F. gesagt haben, ich bitte, *darin zu vergessen*, und ich frage Sie nochmals unter Berufung auf Ihren Zeugeneid und Ihre *Anständigkeit*: Hat Ihnen Direktor *Bukovics* ein Ehrenwort gegeben oder nicht? Und die zweite Frage: Hat Ihnen *Bukovics* ein Ehrenwort gebrochen oder nicht?
Zeuge *Holzer*: Nein.

Dr. *Kienböck* (zum Zeugen *Holzer*): Herr *Holzer*, Herr Dr. *Harpner* hat Ihnen den Vorhalt gemacht, *als Zeuge* sind Sie verpflichtet, die Wahrheit zu sagen. Das ist richtig. Und er hat weiter gesagt, Sie können im Kaffeehaus, auf der Straße, Ihren Freunden sowohl über den Vertrag mit *Bukovics* als über alle anderen Gegenstände erzählen, was Sie wollen. Das ist auch richtig; *denn es gibt keinen Strafparagrafen dafür*. Jetzt frage ich Sie aber: Dürfen Sie das? Wenn Sie Ihre Freunde und Kollegen begrüßen, sagen Sie ihnen über solche Dinge Entstelltes? Sind Sie dazu fähig?
Zeuge *Holzer*: Das bestreite ich.

*

Im nächsten Hefte werde ich noch auf Herrn Bahrs interessante Auffassung von der Kompatibilität seiner beiden Berufe sowie auf die von der 'Neuen Freien Presse' im *Ausland* an mir geübte Rache zurückkommen.

* * *

¹ Aus dem stenographischen Protokoll der Gerichtsverhandlung Bahr—Bukovics gegen den Herausgeber der 'Fackel'. [KK]

Raimundtheater. »Der Rebell« von Hugo Ganz. »Das Drama erhebt sich zu einer flammenden Anklage wider die Korruption allerorten, gegen die gewissenlose Lumperei, die sich hinter einem künstlich zusammengeschweißten Ehrenschild deckt. — — Eine Bande solcher wie Kletten zusammhängender Brandschatzer einer ganzen Stadt wird in dem Drama geschildert. — — — Der Held sieht plötzlich den Rattenschwanz von gegenseitiger Bestechung, Heuchelei und Niedertracht. — — — « Der Verfasser ist Leitartikler bei der 'Neuen Freien Presse'.

* * *

Was man sich in Prag unter einer »Pikanterie« vorstellt

Rudolf Lothars »Harlekin« hat nunmehr auch die Prager in dem durch frühere Reklametelegramme bereits bekannten Sturm erobert. Ich las das 'Prager Tagblatt' und fand dort eine Biographie des Dichters, die unter anderem die Bemerkung enthielt, daß aus Lothars Wochenschrift 'Die Wage' »die weitesten Kreise reichhaltige Belehrung empfangen«. Diese und andere Wendungen, in denen intime, nur Lothar bekannte Dinge mitgeteilt sind, lassen darauf schließen, daß die Biographie auf Grund einer Unterredung mit dem Dichter geschrieben wurde. Es wird uns versichert, daß Lothar »den Franzosen in der Annäherung an die deutsche Kunst behilflich« sein wollte; glaubwürdiger erscheint schon die Behauptung, daß den Dichter mit dem Prager Getto mancherlei geistige Beziehungen verbinden. Dann folgt: Lothar als Gelehrter, Lothar als Verfasser des Cesare Borgia usw. Als eine besonders wirksame Reklame ist aber gelegentlich der Erwähnung seiner Novelle »Der Golem« der folgende Satz gedacht: »Ein ganz persönlich *pikantes* Detail ist, daß Lothar selbst von jenem Rabbi Löw abstammen soll.« Für uns klingt diese Enthüllung weit weniger überraschend, als wenn Herr Lothar etwa vor seiner Eroberung Italiens die Nachricht hätte lancieren lassen, daß er »von jenem Cesare Borgia« abstammt.

* * *

Der Kunstkritiker Th. v. *Frimmel* hat neulich Herrn Richard *Muther* abzuführen vermeint, da er die in der »Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert« enthaltenen *Hymnen* mit den heutigen *Angriffen* auf Walter Crane in der 'Zeit' verglich. Die Zusammenstellung war drastisch; aber Herr v. Frimmel irrt, wenn er wähnt, daß sich der Kunstrichter der 'Zeit' getroffen fühlt. Was kann denn Herr Muther, so werden seine neuen Wiener Freunde fragen, für die in der »Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert« enthaltenen Urteile? Die waren doch nicht von ihm! Die Herren haben seinerzeit in spaltenlangen Feuilletons über die Muther'schen Plagiate berichtet und keiner von ihnen wird daher zu behaupten wagen, daß Muther *sich selbst* widersprochen hat, wenn er heute Walter Crane einen »Kitschmaler« nennt ...

* * *

Liebe Fackel!

Die folgende, dem Figaro, vom 5. März entnommene Anekdote handelt von der Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit eines Claqueurs¹:

Un teneur bien connu à son ami le directeur de théâtre:

— Vous me rendrez cette justice, mon cher, que moi, je ne vous demande jamais de billets de faveur . . . A propos, prêtez-moi donc un louis: j'ai l'intention d'assister à votre représentation de ce soir!

Honny soit, qui pense — an einen Kritiker des Deutschen Volkstheaters.

*

Liebe Fackel!

Die 'Neue Freie Presse' hat am 1. März die folgende Beschreibung eines flüchtig gewordenen gräflichen Wechselfälschers gegeben: »Graf Basselet hat eine *hübsche* äußere Erscheinung und ein *elegantes Auftreten*. Als besondere Erkennungszeichen werden angeführt, daß er ein *Glasauge* trägt und ein wenig *hinkt*.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Culturkämpfer. Aus welchen Abgründen der Dummheit die Argumente für die neuestens beliebte Pfaffenhetze geholt werden, dafür ist so recht eine Zuschrift bezeichnend, die neulich an Wiener Redaktionen gesandt wurde, Ich weiß nicht, ob irgend ein Blatt sie abgedruckt oder sonst ausgebeutet hat; für die 'Arbeiter—Zeitung' hatte, da den angegriffenen Geistlichen bloß Hochmut und nicht auch Unzucht nachgesagt wird, die Sache wohl kein tieferes Interesse. Aber nichts scheint mir die fast pathologische Verbohrtheit, die jetzt dank dem widerlichen Treiben in Parlament und Presse allgemein platzgegriffen hat, besser zu charakterisieren, als die folgende »Beschwerde« einiger Insassen von Strebersdorf, die in hektographischer Ausgabe auch an mich gelangte, und die zu drollig ist, um nicht in der 'Fackel', von der da Abhilfe erbeten wird, wirklich ihren Platz zu finden. Sie lautet in der Grammatik und Orthographie des Originals:

»DIE SCHWARZEN IN STREBERSDORF. In Strebersdorf befindet sich das Knabenpensionat Sct. Josef und das Noviziat samt Kirche der Christlichen Schulbrüder, welche nicht nur über ein ziemlich ansehnliches Vermögen, sondern auch über beträchtlichen, ausgebreiteten Realitäten— und Grundbesitz verfügen. Sie heißen: 'Christliche Schulbrüder' obzwar sie keinerlei christlichen Werke ausüben, und doch wird ihnen zu solchen, so viel Gelegenheit geboten. Man frage nicht — 'wie'? DAS WETTER ALLEIN SAGT ALLES. Man braucht nur die Strebersdorfer Bezirksstraße von der Eisenbahn— Haltestelle in den Ort anzusehen. Der Zustand dieser Straße ist

1 xxx

ein derartiger, daß er jeder Beschreibung spottet und ist für Fußgeher beinahe gar nicht zu begehen; im vollsten Sinne des Wortes. — ein 'Kot—Meer'. Diese schwarzen Tugendhelden mit ihren Dickbäuchen lassen sich von und zur Bahn führen (sie haben Omnibus— und viele andere Wägen und Pferde genug) und OFT SITZT NUR EIN EINZIGER IM WAGEN UND TUT SICH BREIT; aber mit WAHRER NERO'SCHER GLEICHGÜLTIGKEIT schauen sie auf die nur mit großer Anstrengung und vieler Mühe SICH IM 'KOT—MEER' LANGSAM FORTBEWEGENDEN, IN STREBERZDORF WOHNHAFTEN LEUTE, ohne daß es nur einem einmal einfiele, diesen oder jenen IN DEN WAGEN ZU NEHMEN. Könnten diese Dickbäucher nicht auch ein christliches Werk tun, — und so lange die Straße und das Wetter schlecht ist, einen Omnibus zu einigen haltenden Zügen beistellen? SIE WISSEN UND KENNEN DIE STRÖMUNG, SIE HÖREN VON DER BESPRECHUNG DER MORALTHEOLOGIE DES HEILIGEN ALPHONSO MARIA LIGUORI, — sie lesen von den täglich vorkommenden Unsittlichkeiten und von Beichtstuhl—Mißbräuchen und hätten gewiß Grund genug sich bei der Bevölkerung, beliebt zu machen. Aber nein! Das tun sie nicht diese christlichen, klerikalischen Dickbäucher! Besonders rücksichtsloses Benehmen legt der Beicht hörende Pfaffe, Jesuiten Pater Heidtger an den Tag, welcher es nicht einmal der Mühe wert findet, die respektvollen Grüße von Strebersdorfer Bewohnern, — freundlich zu erwidern. JA DIESE HERREN! wo sie mit Worten groß tun können, da können sie den Mund nicht voll genug nehmen, — wo aber eine TAT von ihnen verlangt wird, da verlegen sie sich AUF ANDERE SACHEN. Vielleicht wirkt dieser zarte Wink! Mehrere Strebersdorfer.«

Die »in Strebersdorf wohnhaften Leute« haben sich wohl nie durch besondere Begabung ausgezeichnet, auch zur Zeit nicht, da sie sich noch nicht »im Kotmeer langsam fortbewegen« mußten. Aber Ihre Beschränktheit ist auf einmal zu hochpolitischen Perspektiven erweitert, die bedeutsame Liguori—Debatte im Parlament ist nicht ohne Einfluß auf ihr allgemeines Denken geblieben, und mit einemmal erkennen sie den wahren Zustand der Bezirksstraße in Strebersdorf. Mit Begierde verschlingen sie die aufregenden Zeitungsberichte über die Wiener Ereignisse, und jeder Zwischenruf eines Eisenkolb oder Schuhmeier ist ihnen eine neue Bestätigung für die längst gemachte Erfahrung, daß in Strebersdorf eine schlechte Straße ist. »Das Wetter allein sagt alles.« Aber — »vielleicht wirkt dieser zarte Wink«. Nächstens fährt der böse Pater Heidtger wieder im Wagen zur Bahn, sitzt aber nicht mehr mit »Nero'scher Gleichgültigkeit« da, sondern läßt, da er »die Strömung« endlich erkannt hat, leutselig die Einladung ergehen: »Burgermaster, geh', hupf' auf-fi!« Die Strebersdorfer werden abwechselnd in den Wagen genommen, und aller Antiklerikalismus hat ein Ende. Das ist dann freilich den unentwegten Vertretern dieser Weltanschauung in Parlament und Presse nicht recht. Aber Gott sei Dank gibt es außer Strebersdorf noch genug schöne Gegenden, in denen biedere Kulturkämpfer vom Stammtisch aus anonyme Anzeigen gegen »hochmütige« Geistliche oder gar gegen »Schweinepfaffen« absenden.

Nordau—Schwärmer. Sie haben recht Er ist doch kein Verneiner um jeden Preis, und es zeigt sich, daß auch er das Gefühl des Respekts vor wahrer Größe kennt. Er hat Ibsen, Wagner und Tolstoi verkleinert, Böcklin und Mau-passant geschmäht, Nietzsche ins offene Grab gespieen. ABER ER SCHÄTZT MILAN. Aus der 'Zukunft' vom 2. März erfuhr ich, daß Herr Nordau in der 'Vossischen' sich offen als Bewunderer Milans enthüllt hat. In Wien reißt Herr Nordau nieder, in Berlin ist er »positiv«, und so erzählt er seinen dortigen Le-

sern die an Langmut mit den Lesern der 'Neuen Freien Presse' wetteifern, daß Herr Milan — nicht zu verwechseln mit Nietzsche — ein Philosoph, ein Mann von ungewöhnlicher Geisteskultur, eine vornehme Seele, ein auf einsamer Höhe schwärmender Adelsmensch war. In Wien hat übrigens das undankbare Amt der Rettung Milans der gewisse Graf Adalbert STERNBERG übernommen, der durch sein Auftreten und seine literarischen Leistungen sich des Namens, den er führt, würdig zu zeigen sucht und der es vielleicht doch einmal dahin bringen wird, mit dem bekannten st—g verwechselt zu werden. Da die 'Neue Freie Presse' Milan zwar treu bis an das Grab, aber nicht einen Moment länger war, so mußte der Graf Sternberg seine »Wahrheit über König Milan von Serbien« im 'Neuen Wiener Journal' erscheinen lassen. Dort pries er denn in fünf Feuilletonspalten die Größe des so arg Verkannten: »Mit KLEINEN AUFMERSAMKEITEN seine Umgebung zu erfreuen, war seine größte Freude.« Aber wenn Herr Graf Sternberg zugibt, daß »seine Hände NICHT FREI VON Blut« waren, so gedenkt er jedenfalls der kleinen Aufmerksamkeiten, die Herr Milan seiner Umgebung während des Hochverratsprozesses erwiesen hat ... Auch der Graf Zichy hat es sich angelegen sein lassen, Milans Erscheinung aus dem Schlamme jener allzu materiellen Geschichtsauffassung, die nur von Pumpbriefen und Hotelschulden zu berichten weiß, ins Ewige zu rücken. Graf Zichy, der am Krankenbette Milans geweilt hat, war in der Lage, einem Interviewer zu versichern, wie den Sterbenden noch in seinen letzten Stunden wahre Königsgedanken beschäftigt haben. Immer wieder habe er nach einer neuen Rolle der ODILON gefragt. Herrn Nordau, der uns das Leben Milans als das eines Goethe'schen Adelsmenschen beschrieben hat, wird es interessieren, zu erfahren, daß die letzten Worte seinen Helden nach einem authentischen Berichte »Mehr Odilon!« gelautet haben.

Criminalist. Ob ein Geschworne einem plädierenden Verteidiger »Schluß!« zurufen darf? Im allgemeinen gewiß NICHT. Aber als Herr Dr. Morgenstern im Mordprozeß Ott den Geschwornen zurief: »Geschenkt wird hier nichts. Sie sind nicht die Firma Schenker & Comp.!«, wurde die Würde des Gerichtssaales gröblich verletzt, weil KEINE Schlußrufe ertönten. Jedenfalls ist es mit dem Ansehen der Justiz noch viel weniger vereinbar, wenn hohe Gerichtsfunktionäre und Strafrechtslehrer dem Reporter des 'Neuen Wiener Tagblatt' willig Rede und Antwort stehen, wenn es ihn gelüstet, die Spalten seines Blattes mit dem die liberalen Gemüter erheizenden Thema zu füllen. Es zeigt sich immer mehr, daß die Presseleute eine Nebenregierung im Staate etabliert haben; neuestens haben sie auch die Disziplinargewalt im Schwurgerichtssaale an sich gerissen. In dieser Hinsicht ist die Wendung so recht bezeichnend, mit der das 'Extrablatt' seinen Bericht über den Vorfall eingeleitet hat: es habe einen Berichterstatter zu dem Geschwornen geschickt, »um ihn zu fragen, WARUM er den Verteidiger in seiner Rede unterbrochen habe«.

Hofrathssohn. Vielen Dank. Für Mitteilungen in der von Ihnen erwähnten Angelegenheit wäre ich Ihnen sehr verbunden. Was Ihr Zitat aus der Verhandlung anlangt, so kann ich versichern, daß ich mit Ihnen die Bedeutung des Bahr'schen Dankes erraten habe. Der Anwalt der beiden Herren verschnappte sich und las in einem der Bahr'schen Liebesbriefe an Bukovics auch das gewiß nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Postskriptum vor: »BESTEN DANK FÜR DIE SACHE SALTEN!« Das war nun völlig obszön. Ich fragte gleich, was das bedeuten solle, habe es aber auch ohne Antwort gewußt. Herr Salten, Kritiker der 'Wiener Allgemeinen', setzt nämlich durch sein Lob des 'Volkstheaters' nicht, wie ich letzthin in der »Rundfrage« wähnte, alles von selbst durch. Er bedarf doch der Förderung Bahrs. Wenn wir nächstens den »Gemeinen« im Deutschen Volkstheater über uns ergehen lassen werden, so

trägt Herr Saltens kritische Bemühung um Bukovics vielleicht wirklich eine geringere Schuld als Herr Bahrs Fürbitte bei Bukovics. Das niedliche Postskriptum, dessen Sinn ich indiskret entschleiern wollte, hat wohl den Dank für die Annahme des Stückes bedeutet.

Gegner. Auf dem diesjährigen »Concordiaball« sei wirklich ein »besseres« Publikum versammelt gewesen? Cum grano salzgries mögen Sie Recht haben.

Hofrat Wetschl. Ein strebsamer Hofbeamter hat mir die folgenden Ersparungsvorschläge zur Beförderung an Ihre Adresse übermittelt: Bei Vorstellungen der »Götterdämmerung« sollen zur Hebung der Illusion gar keine Lampen angezündet werden. — Anlässlich des Walkürenrittes wird ein Totalisateurer Wetten entgegennehmen. — Anstatt »Rheingold« soll nur mehr 14karatiges Gold gegeben werden.

Arzt. Sie lenken meine Aufmerksamkeit auf eine Szene, die sich in einem Kopenhagener Militärspital abgespielt hat und die uns das 'Neue Wiener Journal' Am 7. März folgendermaßen schildert: » ... In der folgenden Nacht ertönte in der stillen Krankenstube ein Revolverschuß, und EHE DIE ENTSETZTEN KRANKENWÄRTER HILFE BRINGEN KONNTEN, HATTE DIE KUGEL DEN KOPF DES OFFIZIERS ZERSCHMETTERT ... « Es ist in der Tat betrübend, von den Spitalsverhältnissen, wie sie noch in manchen Städten herrschen, zu erfahren. Ist es doch für den simplen Laienverstand das Nächstliegende, wann man schießen hört, die Kugel aufzuhalten. Um wie viel strenger aber muß diese Unterlassung bei einem militärisch geschulten Wärter gerügt werden!

L. B., Floridsdorf. Ich habe in Nr. 68, da ich mich für Ihre freundliche Zuschrift bedankte, eines analphabetischen Angriffes Erwähnung getan, der gegen mich in einem 'Extrapost' betitelten Blatte erschienen ist. Zum Schlusse bemerkte ich damals, daß der Herausgeber mir später mitteilen ließ, der Artikel sei ohne sein Wissen erschienen, ich möchte Gnade üben und das Blatt »nicht angreifen«. Ich nannte diese Zumutung »anflehen«. Die Folge war eine §—19—Berichtigung, die mir der Herausgeber jenes Montagsblättchens sandte und die ich nun, da sie formell einwandfrei ist, »an derselben Stelle und in denselben Lettern« abdrucken muß, So erklärt es sich, daß ich Sie, dem die damalige Antwortnotiz galt, heute wieder anspreche. Die Berichtigung lautet:

»Wien, den 25. Februar 1901. An die geehrte Redaktion der 'Fackel', Wien. Unter Berufung auf § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie hiermit auf, in Ihrem Blatte nachstehender Berichtigung Raum zu geben: Es ist unwahr, daß ich den Herausgeber Ihres Blattes anflehen ließ, der Artikel (gegen Herrn Kraus) sei ohne mein Wissen erschienen, er möge Gnade üben und mein Blatt nicht angreifen. Wahr ist vielmehr, daß ich niemals jemand ermächtigte, in meinem Namen mit der Redaktion oder dem Herausgeber der 'Fackel' in Verkehr zu treten. Hochachtungsvoll Albin Kumar, Herausgeber der 'Extrapost'.« —

Wäre seither in der Sache nichts weiter geschehen, so hätte ich zu dieser Berichtigung nichts weiter gesagt als: Wenn der Mann die Wahrheit spricht, dann war jener, der mich in seinem Namen anflehte, nicht berechtigt, sich auf einen Auftrag des Herausgebers der 'Extrapost' zu berufen; daß ich um Gnade gebeten wurde, halte ich aufrecht. Leider aber kann ich's bei dieser Erklärung nicht bewenden lassen; denn leider hat inzwischen auch der Herr, der bei mir zu intervenieren suchte, sich aufs Leugnen verlegt. Und zwar auf die denkbar originellste Weise. So unbedeutend der Fall an sich ist und so sehr es mir widerstrebt, in eigener Sache das Wort zu ergreifen und mit einer klebrigen Journalistik zu polemisieren, der jeder Fußtritt zur Reklama-

me wird und die man nicht los wird, wenn man sich nur einmal mit ihr eingelassen, so sehe ich mich doch genötigt, in dieser Angelegenheit ein Wörtchen noch zu sagen. Der Mann, der mir seinerzeit beteuerte, daß: der Herausgeber der 'Extrapost' und er selbst an dem wider mich verübten Angriff unschuldig seien, ist der verantwortliche Redakteur des Blattes. Er entschuldigte sich vor mir wie vor dem Injurienrichter und erklärte, den Artikel vor der Drucklegung nicht gelesen zu haben. Ich erkannte, daß hier eine Vernachlässigung pflichtgemäßer Obsorge vorliege, sprach aber den Mann frei. Er hatte an mein Mitleid appelliert. Dies ließ mich den Versuch einer Beeinflussung, gegen den ich mich sonst energisch verwahrt hätte, von der komischen Seite nehmen. Nun aber erläßt der eben noch so devote Herr in seiner 'Extrapost', eine entrüstete Erklärung, in der er verkündet, sein Gespräch mit mir sei ein »Privatgespräch« gewesen. Er bestätigt im Grunde, was ich selbst geschrieben; nur unterschlägt er, daß er ausdrücklich auch die Unschuld des Herausgebers, dem eine Antwort in der 'Fackel' sehr unangenehm wäre, beteuert hat. Das macht indes nichts; man ist ja nach der neuestens erflossenen Entscheidung in literarischen Kreisen nur verpflichtet, unter dem Eid die Wahrheit zu sagen. Aber übermütig muß man deshalb noch nicht sein. Und übermütig nenne ich es, wenn ein Redakteur der 'Extrapost', der mich im Kaffeehause mit seiner Angst vor einem Angriff in der 'Fackel' behelligt, die Worte niederschreibt: »Das Urteil über die Kampfweise des Herrn Kraus, wie sie aus dieser publizistischen Verwertung eines Privatgespräches erhellt, — — — kann beruhigt der Öffentlichkeit überlassen werden.« Übermütig nenne ich es, wenn dann noch hinzugefügt wird, es sei »direkt ein gefährliches Unternehmen, mit Herrn Kraus ohne Zeugen zu sprechen«. Darauf sage ich: Wenn der Redakteur eines Blattes, das mich angegriffen hat, mich im Kaffeehause in meiner Lektüre — denn ich muß doch leider die Wiener Schandpresse lesen — belästigt, unaufgefordert Reue bekundet und um Gnade winselt, so werde ich, weil's ja wirklich erbärmlich ist, das Gefühl des Erbarmens empfinden. Ob der Herr dann diese Bußübung für ein »Privatgespräch« ansieht, ist mir gleichgültig. Auch zu einem »Privatgespräch« gehören zwei, und ich führe Privatgespräche, mit wem es MIR beliebt. In meiner Wohnung hätte ich einen Redakteur der 'Extrapost' nie empfangen; werde ich im Kaffeehaus oder auf der Straße angesprochen, so kann ich mich dagegen nicht wehren. Wenn der Mann die Unterredung als ein »Privatgespräch« betrachtet hat, so hat er jetzt, da er es öffentlich erörtert, offenbar eine schwere Indiskretion begangen. ICH gewiß nicht; denn ich habe keinerlei Zusage gegeben, und ich verwahre mich gegen die Zumutung, daß ich mit einem Redakteur der 'Extrapost' je ein Geheimnis gemeinsam haben sollte. Für ihn ist es in der Tat gefährlich, mit mir »ohne Zeugen« zu sprechen. Aber mir ist es MIT und OHNE Zeugen mißlich, mit ihm zu sprechen. Am besten ist es, man spricht mit mir überhaupt nicht. Wenn ich darauf gefaßt sein muß, nachträglich noch die Ehre einer persönlichen Unterhaltung zu haben, dann freut mich der ganze Angriff In der 'Extrapost' nicht mehr.

N. N., wenn ich die Chiffre recht gelesen habe. Sie senden mir mit vielen freundlichen Worten — 10 GULDEN »als Beitrag zu den mir vom Gerichte auferlegten Kosten«. Nun, die 10 Gulden kann ich zwar nicht annehmen, aber ich danke Ihnen in meinem und im Namen des Vereines »ALLGEMEINER WIENER JUGENDHORT«, dem ich den Betrag überwiesen habe. Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, die 10 Gulden der »Concordia« zu widmen, da ja dieser der Unterstützung im höchsten Maße würdige Verein schon seit etwa acht Tagen von keiner Wiener Theaterdirektion den Reinertrag einer Vorstellung erhalten

hat. Aber ich habe mir's schließlich doch überlegt, und ich bin überzeugt, daß Sie meinen Entschluß billigen werden.

J. G. und A. F. Mir unbekannt.

A. L. Ich habe nichts dagegen.

Comt. M. v. U. Herzlichen Dank. — Natürlich.

Leser. Nr. 68 der 'Fackel' kam am 22. Februar heraus, den 22. und 23. war ich, wie Ihnen noch erinnerlich sein dürfte, im Schwurgerichtssaale beschäftigt, und der Monat Februar hatte nur 28 Tage. So können Sie sich's un schwer ausrechnen, daß zur Herstellung der am 7. März erschienenen — 48 Seiten umfassenden Nr. 69 nicht mehr als die normalen zehn Tage gebraucht wurden.

WARNUNG!

Bertillon (Paris) arbeitet an einem Verfahren zur Entdeckung anonymer Briefschreiber.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.